

Kirche und Kirchen als Orientierungspunkt und Landmarke

Sehr geehrte Damen und Herren,

haben Sie Dank für die Einladung an diesen Ort mit dem weiten Blick über die Stadt Hamburg. Wenn ich sage: ich freue mich, heute zu Ihnen sprechen zu dürfen, dann ist das mehr als eine rhetorische Floskel. Sie wissen vielleicht, dass ich in meinem letzten Synodenbericht über das kirchliche Leben im Sprengel Schleswig und Holstein sehr bewusst einen Schwerpunkt beim Themenfeld „Kirche und Tourismus“ gesetzt habe.

Ich bin davon überzeugt, dass dieses Arbeitsfeld eine große Aufgabe für unsere Kirche darstellt und in seiner Reichweite und Relevanz häufig unterschätzt wird.

Urlaub und Reise, „die kostbarste Zeit des Jahres“, sind nach meiner Meinung heute für viele Menschen eine außer-alltägliche Lebenssituation, die in besonderer Weise offen ist für religiöse, spirituelle und kulturelle Themen. Wir begreifen langsam, was darin an Chancen liegt – nicht zuletzt durch einen Fachkongresse zum Thema wie heute.

Eine ganze Reihe von kirchlichen Ansätzen kann bereits auf eine längere Geschichte zurückblicken. 1960 veranstaltete die EKD eine Synode zum Thema „Freizeit und Sonntag“ und beschäftigte sich erstmals mit dem Thema „Urlaub“. „Kirche am Urlaubsort“ und „Kirche unterwegs“. Das Kirchenzelt auf dem Campingplatz oder die täglichen „Gute-Nacht-Geschichten“ an vielen Urlaubsorten oder der Open-Air-Gottesdienst am Strand sind heute eingeführte Formen. Andere Ansätze sind in den letzten Jahren neu hinzugekommen. Ich denke an die Aktion „Tritt ein – die Kirche ist offen“, an die Renaissance des Pilgern, an die neue Aufmerksamkeit für Musik in der Kirche und Kirchenmusik.

Das ist gut und richtig so. Der Lernprozess zwischen Kirche und Tourismus soll und muss weitergehen. Denn der Tourismus und die Tourismuswirtschaft – die Fachleute wissen das besser als ich – ist ein dynamischer Sektor. Ein Leitsektor in der post-industriellen Dienstleistungsgesellschaft, von erheblicher Bedeutung gerade in eher strukturschwachen Gebieten. Das Urlauberverhalten unterliegt kontinuierlich Veränderungen. Neben dem klassischen Erholungsurlaub haben sich andere Typen wie z.B. Kurztrips, Städtereisen, Kulturtourismus etabliert. Die Veranstalter und Marketingleute entdecken immer neue Zielgruppen und versuchen, durch passgenaue Angebote neue Märkte zu erschließen.

Ich gebe zu: dieses Tempo verschlägt Kirchenleuten manchmal den Atem. Unsere kirchlichen Strukturen sind nicht immer dynamisch und bewegen sich manchmal etwas träge und mit Verzögerungen. Das ist kein Zufall: Wertkonservative Orientierungen bestimmen unsere kirchliche Welt und die Geschwindigkeit unserer Gemeinden. Die auf den Markt und seine Zielgruppen ausgerichtete Welt des Tourismus legt ein anderes Tempo vor.

Aber wenn es stimmt, dass 40% aller Deutschen, die im eigenen Land Urlaub machen, im Raum der künftigen Nordkirche zu Gast sind, und wenn es ebenfalls stimmt, dass der Besuch einer schönen Kirche für eine erhebliche Anzahl von ihnen ganz oben auf der Agenda steht – dann müssen wir uns dem stellen und belastbare, tragfähige Konzepte für die Zusammenarbeit von Kirche und Tourismus in Norddeutschland entwickeln. Sie sollen aber auch wissen: Wir sind bei der Arbeit. Eine Fachgruppe unserer Kirche arbeitet das Thema auf, wir haben gerade einen Workshop mit Professor Eisenstein von der Fachhochschule Heide durchgeführt. Ich gehe davon aus, dass im Herbst diesen Jahres ein Konzept für das Arbeitsfeld

vorgelegt werden kann.

„Kirche und Kirchen als Landmarke und Orientierungspunkt. Der Kirchturm als Anziehungspunkt in einer Stadt oder Region“ ist mein Thema heute. Also von draußen nach drinnen. Vom Strand in die Stadt. Nicht das Naturerlebnis: sondern Kulturerlebnis. Kultur kommt von Kultus und Kultur fand in Europa bis ins 18. und 19. Jahrhundert an zwei Orten statt: in der Kirche und am Hof.

Unsere Kirchen sind ein wesentlicher Teil der kulturellen Geschichte und des kulturellen Kapitals in unserem Land. Es ist zu begrüßen, dass sie immer mehr auch in ihrem touristischen Wert gesehen werden. Zunehmend setzen Regionen auch im Binnenland auf Tourismusförderung als Mittel regionaler Strukturpolitik und Stadtentwicklung. Das schafft neue Schnittstellen zwischen unseren Kirchengemeinden und den Kommunen, Kreisen und Tourismusverbänden. Tourismus lebt von beidem: von dem natürlichen Kapital einer Region, von Landschaft, Himmel und Meer. Und er lebt genauso sehr vom kulturellen Kapital der Dörfer und Städte, von den Kirchen und Rathäusern, von den Marktplätzen und Friedhöfen, von den Bräuchen und Festen.

Die Touristiker, so scheint mir, haben das kulturelle Kapital unserer Kirchen entdeckt. Sind aber wir Kirchenleute in der Lage, unsererseits das „religiöse Kapital“ des Tourismus zu sehen und es für unsere Arbeit fruchtbar zu machen?

Unter dieser Leitfrage möchte ich mit Ihnen fünf Streifzüge zu unserem Thema unternehmen. Fünf Impulse und Anregungen für unseren gemeinsamen Lernprozess an der Schnittstelle von Kirche und Tourismus. Ich nenne die Stichworte:

- 1. Kathedralen und Gegen-Kathedralen.**
- 2. Wirtliche und unwirtliche Orte.**
- 3. Einstellungen zu Sakralbauten.**
- 4. Als Besucher im Schleswiger Dom.**
- 5. Wirtliche Kirchen, gastfreundliche Gemeinden.**

1. Stichwort: Kathedralen und Gegen-Kathedralen.

„Ich möchte nicht in einer Welt ohne Kathedralen leben. Ich brauche ihre Schönheit und Erhabenheit. Ich brauche sie gegen die Gewöhnlichkeit der Welt. Ich will zu leuchtenden Kirchenfenstern hinaufsehen und mich blenden lassen von den unirdischen Farben. Ich brauche ihren Glanz. Ich brauchte ihn gegen die schmutzige Einheitsfarbe der Uniformen. Ich will mich einhüllen lassen von der herben Kühle der Kirchen. Ich brauche ihr gebieterisches Schweigen. Ich brauche es gegen das geistlose Gebrüll des Kasernenhof und das geistreiche Geschwätz der Mitläufer. Ich will den rauschenden Klang der Orgel hören, diese Überschwemmung von überirdischen Tönen. Ich brauche ihn gegen die schrille Lächerlichkeit der Marschmusik. Ich liebe betende Menschen. Ich brauche ihren Anblick. Ich brauche ihn gegen das tückische Gift des Oberflächlichen und Gedankenlosen. Ich will die mächtigen Worte der Bibel lesen. Ich brauche sie gegen die Verwahrlosung der Sprache und die Diktatur der Parolen. Eine Welt ohne diese Dinge, wäre eine Welt, in der ich nicht leben möchte.“

Diese Sätze schreibt der Philosophen und Schriftsteller Peter Bieri alias Pascal Mercier in seinem Roman

„Nachtzug nach Lissabon“. Sie sind ein locus classicus geworden, wenn über Kirchengebäude nachgedacht wird. Warum? Bieri trifft den Nerv der Sache. Kathedralen, Dome, Kirchengebäude sind außer-alltägliche Orte in einem rationalisierten, funktionalisierten, digitalisierten Alltag. Sie sind ein provozierender Gegenentwurf zu Profanität und Gewöhnlichkeit. Zu den funktionalen Nicht-Orten, an denen Pragmatismus und Oberflächlichkeit regieren. Sie sind mehr als topografische Orientierungsmarken. Sie stehen für das Andere. Für ein Kontrasterlebnis, einen Horizont, eine Dimension, die über das Hier-und-Jetzt unseres Alltags mit seinen kleinen und kleinlichen Vorhaben weit hinausreicht.

Es erscheint wie eine Ironie der Geschichte. Rache des Verdrängten. Aber manche Apostel des Atheismus scheinen heute ähnlich zu denken und wollen sich deshalb eigene Kathedralen bauen.

In der Neuen Zürcher Zeitung, 14. Februar 2012 lese ich folgende Meldung: „Alain de Botton, erfolgreicher Lebenshilfelerat, ist soeben mit einem sanften, im Ton geradezu netten Atheismus-Buch auf den Markt gekommen. Der Autor, in Zürich geboren, in London lebend, distanziert sich von den «militanten» Atheisten. Er rät den Ungläubigen, ... Brauchbares aus dem Repertoire religiöser Lebensbewältigung zu stibitzen – und bei der eigenen, «säkularen» Lebensgestaltung in Anwendung zu bringen. ... Atheisten sollten ihre eigenen Tempel errichten, um ästhetisch ansprechend zu zelebrieren, was für sie bedeutsam sei.“ Nun ließe sich einwenden, atheistische Heiligtümer seien längst gebaut; insbesondere dort dominierten sie, wo Botton das erste hinsetzen lassen möchte: In der Londoner City bestimmen Konsumtempel, Bankentürme und Versicherungskathedralen das Bild. Doch schwebt ihm etwas anderes vor als eine Selbstfeier des Kapitalismus. In London entstünde, wenn es nach Botton ginge, ein sechshundvierzig Meter hoher, aus verschiedenen Gesteinen geschichteter, zum Himmel geöffneter Turm, in dem die eintretenden Menschen lernen können sollen, sich nicht zu wichtig zu nehmen. Ein jeder Zentimeter korrespondierte mit einer Million Erdenjahren; ein schmales Goldband zeigte die nur erst kurze Zeit an, die Menschen die Welt bevölkern. Der Clou scheint zu sein, dass der Besucher sich klein, aber nicht gedemütigt fühlen und beim Hinausgehen von bewegender Ehrfurcht erfüllt sein soll. Von naturkundlichen und sonstigen Wissenschaftsmuseen unterscheidet sich ein solcher Tempel dadurch, so Botton, dass es dabei nicht um den Erwerb von Faktenwissen gehe, sondern um eine „therapeutic, perspective-giving capacity“, eine perspektive-stiftende Fähigkeit.

Das klingt durchaus vertraut in Theologen-Ohren: Ein Ort der Andacht zwischen Konsumtempeln, Bankentürmen und Versicherungskathedralen. Ein zum Himmel offener Turm, etwas Ästhetik des Erhabenen. Menschliche Demut angesichts der Größe des Kosmos, bewegende Ehrfurcht sowie ein heilsames, Perspektive und Horizont stiftendes Erlebnis.

2. Wirtliche und unwirtliche Orte.

Die „Unwirtlichkeit unserer Städte“ ist seit Mitscherlich nicht geringer geworden. Im Gegenteil. Nur ein Indiz: 81 Millionen Menschen und 43 Millionen Automobile bewohnen heute unser Land. Während die Einwohnerzahl schrumpft, wächst die der Automobile, zuletzt um 1,5% pro Jahr.

Parallel wächst die Zahl unwirtlicher Nicht-Orte. Die Räume und Zonen, die man gerne schnell verlässt. Nicht-Orte unserer Gegenwart, so definiert Wikipedia, sind insbesondere mono-funktionale Flächen wie Einkaufszentren, Parkplätze, Autobahnen, Fußgängertunnel, Bahnhöfe und Flughäfen. Im Unterschied zu einem „wirtlichen“ Ort haben Nicht-Orte keine Identität und stiften keine emotionalen Bezüge. Sie sind gesichts- und geschichtslos und leiden unter kommunikativer Verwahrlosung.

Da ich aus Schleswig komme, die Bischofskanzlei liegt im Schatten des Domes, möchte ich nun über eine Befragung Schleswiger Konfirmanden berichten, die Passanten über Orte und Nicht-Orte befragt haben. „Was wäre, wenn man den Dom abreißen und an seine Stelle ein Einkaufszentrum bauen würde?“ Was wäre, wenn ein Nicht-Ort den sakralen Ort platt macht?

Einige Antworten:

Dann würde ich in die Luft gehen.

Das wäre ganz schrecklich: denn der Dom gehört zu Schleswig.

Das wäre für mich undenkbar. Mir würde das Gebäude fehlen, der Gottesdienst und die Konzerte.

Die Vorstellung ist für mich unmöglich, nicht auszuhalten. Mir würde ein Ort fehlen, an dem ich Ruhe finden kann, mir würde ein Stück Kultur fehlen. Für mich ist die Kirche ein zentraler Punkt.

Mir würde dann ein Raum der Ehrfurcht und der Stille fehlen. Und die Kunstschatze gehen dann verloren. Und ein Raum für große und feierliche Veranstaltungen. Und der Raum, die großen christlichen Feste zu begehen.

Für mich würde dann ein Ort der Ruhe fehlen und ein Ort, an dem Menschen sich versammeln.

Die Konfirmanden resümieren:

„Von 64 Befragten wollen über 70% den Dom behalten. Nur jedem Vierten ist egal, was mit dem Dom passiert. Von denen, die den Dom behalten wollen, wollen es 20% auch wegen der Kultur und der Kunst und 13% wegen des Aussehens. Manche Leute finden den Dom als Wahrzeichen der Stadt wichtig und als Anziehungspunkt für Touristen. Insgesamt ist uns aufgefallen, dass die Menschen den Dom nicht nur aus religiösen Gründen behalten wollen, sondern z.B. auch wegen der Musik.“

Für die befragten Schleswiger ist „ihr“ Dom ein prägnanter und überdeterminierter Ort. Er steht für Schleswigs Identität und ist in starkem Maße emotional besetzt. Ein Einkaufszentrum mit Parkplatz an seiner Stelle wäre ein Nicht-Ort: emotionslos, gesichtslos, unwirtlich.

Das Stichwort Tourismus ist gefallen.

Was macht die Orte aus, nach denen Städte- und Kulturtouristen suchen?

Wer www.germany.travel aufruft, die vom Bundesministerium für Wirtschaft und Kultur geförderte Website „Reiseland Deutschland“, und „Städte und Kultur“ anwählt, wird vom Kölner Dom begrüßt. Klickt man weiter durch die Bilderleiste, ist mindestens auf jedem zweiten Foto eine Kirche zu sehen. Als „Places to visit“ werden genannt:

1. Kölner Dom
2. Neuschwanstein
3. Heidelberger Schloß
4. Checkpoint Charlie
5. Dresdner Frauenkirche.

Das ist eine aufschlussreiche Bilanz: Zwei Kirchen, zwei Schlösser und eine Prise Kalter Krieg. Geschichte, Identität und emotionale Bezüge - das sind die Zutaten, die es für einen touristischen Ort braucht.

Aber was ist, wenn man keinen Dom und keine Frauenkirche zur Hand hat? Keine Metropole, vielleicht nur eine Provinzstadt mit ihrem Markt, dem Rathaus und der Stadtkirche?

Ich nehme ein Kinderbuch zur Hand: „Leporello: Die Stadt im Wandel der Zeit“. Seine ersten Zeilen sind eine Städte-Gebrauchsanweisung für junge Leser:

„Wenn wir uns als Touristen in einer Stadt zurechtfinden wollen, schauen wir uns zuerst den Stadtplan an. Darauf suchen wir die Stadtmitte. Dort stehen die ältesten und oft auch die prächtigsten Gebäude, einige davon stammen noch aus dem Mittelalter. ... Im Zentrum der Altstadt stehen das alte Rathaus und die große Stadtkirche. Und dort finden wir auch am ehesten ein Hotel, Restaurants, und Kneipen.“

Sicher, das ist eine idealtypische Beschreibung. Aber sie verdeutlicht, was in der europäischen Geschichte und Kultur das „Herz“ einer Stadt, was ihr Zentrum und ihre Mitte definiert: Rathaus und Kirche. Das Miteinander von Christengemeinde und Bürgergemeinde. Und genau diese Bezüge stiften dann auch den touristischen Ort. Wo Rathaus, Markt und Kirche sind – da ist die Touristinfo nicht weit.

Trotz mancher Überarbeitung im McDonald-Stil sind Markt- und Kirchenplätze nach wie vor integraler Bestandteil in Bild der Städte. Die Kirchtürme fungieren als Ikonen des historischen Lokalkolorits, unzählige Male auf Ansichtskarten als Kurzsteckbrief der Stadt abgebildet. Wer eine prägnante Silhouette bieten kann, hat einen unschätzbaren Marktvorteil im Wettbewerb der Städte. Was wäre München ohne die Frauenkirche, Hamburg ohne seinen Michel, Lübeck ohne die sieben Türme und Schleswig ohne den Dom? Die zentralen Stadtkirchen sind Träger eines Symbolwertes, der über ihren Nutzwert als Gemeindekirche deutlich hinausgeht - durchaus zum Bedauern und Leidwesen mancher Vorstadtgemeinde. Denn genau darin liegt ihre Attraktivität und Anziehungskraft, und darum sind sie so wichtige Schnittstellen zwischen Kirche und Tourismus.

3. Einstellungen zu Sakralbauten

Das Institut für Demoskopie Allensbach erforschte 2009 die Beziehungen der Deutschen zu Sakralbauten. (<http://www.derwesten.de/politik/kirchen-als-id6360260.html>) Hauptaussage: Sakralbauten haben – Zitat - „in weiten Bevölkerungsteilen eine Sonderstellung“. Was bedeutet das?

Einige Ergebnisse: Für rund 60 Prozent sind Gotteshäuser vor allem Orte, in denen man zur Ruhe kommt. Knapp 50 Prozent fühlen sich sofort anders, wenn sie eine Kirche betreten. Das gilt auch für einen großen Teil der Ostdeutschen, unter denen Christen in der Minderheit sind. Nur 15 Prozent haben noch niemals eine Kirche betreten haben. 43 Prozent haben eine Lieblingskirche. Meist ist es eine der berühmten Kathedralen, die sie auf Reisen kennengelernt haben.

Umwidmung von Gotteshäusern finden 38 Prozent in Ordnung, gleichzeitig plädieren 47 Prozent dafür, alles zu tun, um eine Kirche zu erhalten. In einem Punkt sind sich über 80 Prozent einig: Sie wollen keine Disco in einer ehemaligen Kirche.

Drei Komponenten bestimmen die subjektive Beziehung zu Kirchengebäuden:

- Der religiöser Faktor
- Der Kontrastfaktor
- Der historische Faktor

Der religiöse Bezug drückt sich so aus:

- Wenn ich in einer Kirche bin, fühle ich mich nahe bei Gott
- Wenn ich in einer Kirche bin, fühle ich mich geborgen
- In einer Kirche ist man unter Gleichgesinnten
- Die Kirche ist ein Ort, an dem man Trost finden kann

Dieser Faktor ist in den alten Bundesländern stärker ausgeprägt als in den neuen, in der älteren Generati-

on stärker als in der jungen, bei Kirchenmitgliedern und religiös Gebundenen stärker als bei Konfessionslosen und religiös Distanzierten.

Formulierungen wie

Man fühlt sich sofort anders, wenn man eine Kirche betritt

Dort kann man zur Ruhe kommen

Musik in Kirchen zu hören, ist ein besonders schönes Erlebnis

definieren den zweiten Faktor, das positive Kontrast-Erlebnis im Kirchenraum. Es ist die, wenn man so will, „volkskirchliche“ Einstellung. Denn diese Formulierungen werden nicht nur von religiös gebundenen Personen bejaht. Auch viele religiös Distanzierte und Indifferente stimmen ihnen zu. In der jungen Generation ist der Kontrastfaktor ebenfalls weit verbreitet – allerdings ohne den Bezug zur Musik. Klassische Kirchenmusik gehört zur Alterskultur.

Das historische Interesse artikuliert sich in Antworten wie:

Kirchen wirken auf mich wie Zeugnisse einer vergangenen Zeit

Viele Kirchen wirken auf mich wie Museen

Für mich sind Kirchen als historische Bauwerke interessant.

Dieser Faktor ist unter Konfessionslosen sehr stark ausgeprägt. Wenn der Bezug zur Religion fehlt, werden Sakralbauten in erster Linie in ihrer historischen Bedeutung gesehen.

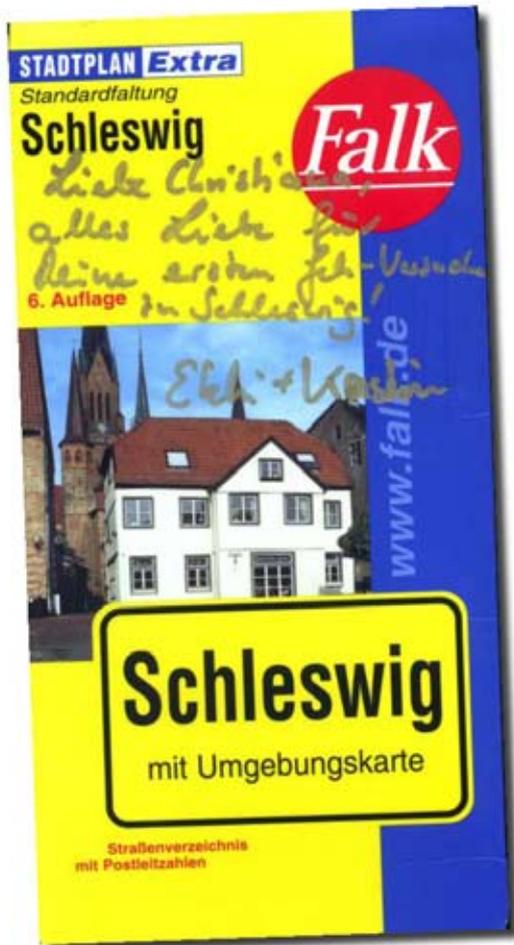
Typischerweise erschließt sich die religiöse Einstellung über positive Kontrast-Erlebnisse: Man fühlt sich sofort anders, wenn man eine Kirche betritt - dort kann man zur Ruhe kommen - Musik in Kirchen zu hören, ist ein besonders schönes Erlebnis. Es lohnt sich also, diesem Brücken-Faktor erhöhte Aufmerksamkeit zu widmen.

4. Als Besucher im Schleswiger Dom

Nicht nur in Schleswig kann man folgende Erfahrung machen. Zunächst gilt grundsätzlich: Was „Wir“ sehen, wenn wir „unsere“ Kirche betreten, das wissen wir längst und kennen es so gut, dass wir es gar nicht mehr wirklich sehen. Wir wissen Bescheid und sind deshalb auch nicht mehr neugierig. Aber was sieht ein Fremder, ein Besucher, wenn er – neugierig geworden durch einen Hinweis, einen Wegweiser, einen Tipp zu unserer Kirchentür kommt? Was sieht er, und was sieht er nicht, was zieht ihn an und was stößt ihn ab oder schüchtert so ein, dass er gar nicht über die Schwelle treten mag?

Der Fremde sieht anderes, riecht anderes, hört anderes und fühlt anderes als der Einheimische, der den Geruch dieser Kirche seit Kindesbeinen kennt, dort vielleicht zum Kindergottesdienst gegangen ist, geheiratet hat, und der sich jetzt als Kirchenvorsteher um die Sanierung des schadhaften Turmes sorgt. Der Fremde kommt, weil er von den Schönheiten „unserer“ Kirche gehört hat. Die möchte er kennenlernen. er sieht aber auch das andere: das Unaufgeräumte, Ungepflegte und die Schmutzdecken, die wir selbst gar nicht mehr wahrnehmen.

Lassen Sie uns einmal mit dieser Einstellung den Schleswiger Dom besuchen.





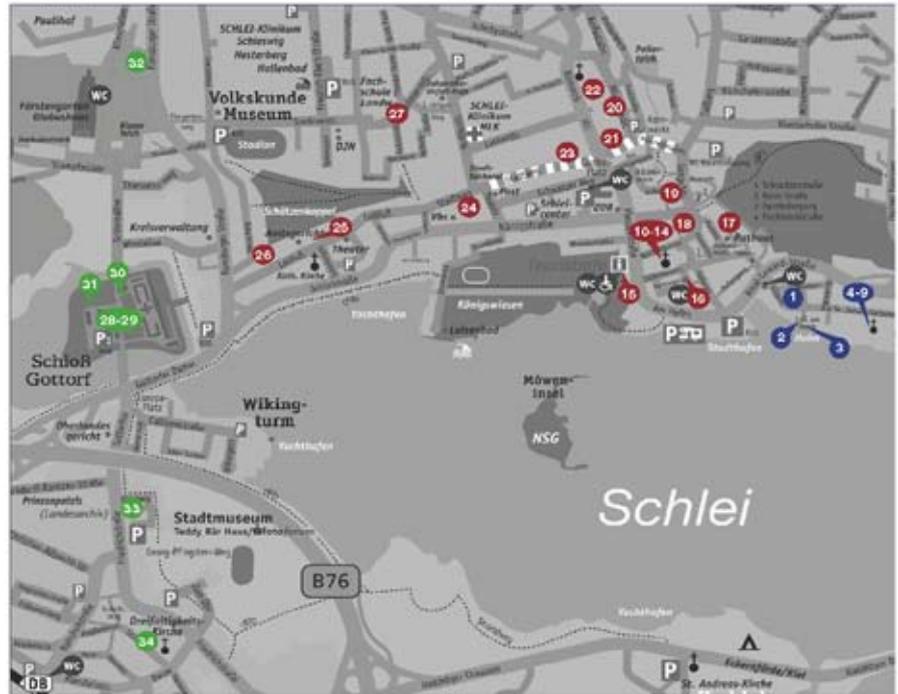
Schleswiger Dom

Das sind Postkartenansichten vom Dom. Eine Ikone der Stadt. Schleswig ist rund 1200 Jahre alt, hat heute gut 20.000 Einwohner, war Landeshauptstadt, ist jetzt als „freundliche Kulturstadt an der Schlei“ auf der Suche nach sich selbst. Landesmuseum Schloss Gottorf, Wikinger-Museum Haithabu, Fischersiedlung auf dem Holm, St. Petri-Dom sind die Highlights. Der 112 m hohe Domturm überragt alles.



Schleswiger Dom
Wahrzeichen,
Identität, Geschichte

Der Dom stiftet Identität. Wenn „Schleswig City“ mehr bieten will als Einkaufen, dann müssen Schloss und Kirche erhalten. Sie signalisieren: Schleswig besitzt eine lange Geschichte, hat zahlreiche bedeutende Kunstwerke und ein reiches kulturelles Leben.



**Schleswiger Dom (10-14)
Zwischen Tourist-Info (15) und
Rathaus (17)**

Der Dom liegt zentral in der verfallenden und kaputt-sanierten Altstadt, direkt zwischen Tourist-Info im Westen und Rathausmarkt im Osten. Was liegt näher, als einmal hineinzuschauen – zumal er den Brügge-mann-Altar beherbergt, ein spätgotisches Kunstwerk allerersten Ranges? Wir sind nicht die einzigen, die so denken. In den Sommermonaten besuchen zahlreiche Touristen aus Deutschland und Dänemark den Dom. Niemand zählt sie, aber der Küster sagt, dass er im Sommer allabendlich gut 250 Kelchlichter auf dem Kerzenständer vorfindet. Was empfängt den Besucher, wenn er, vielleicht von der Tourist-Info kommend, zum Turmeingang geht?



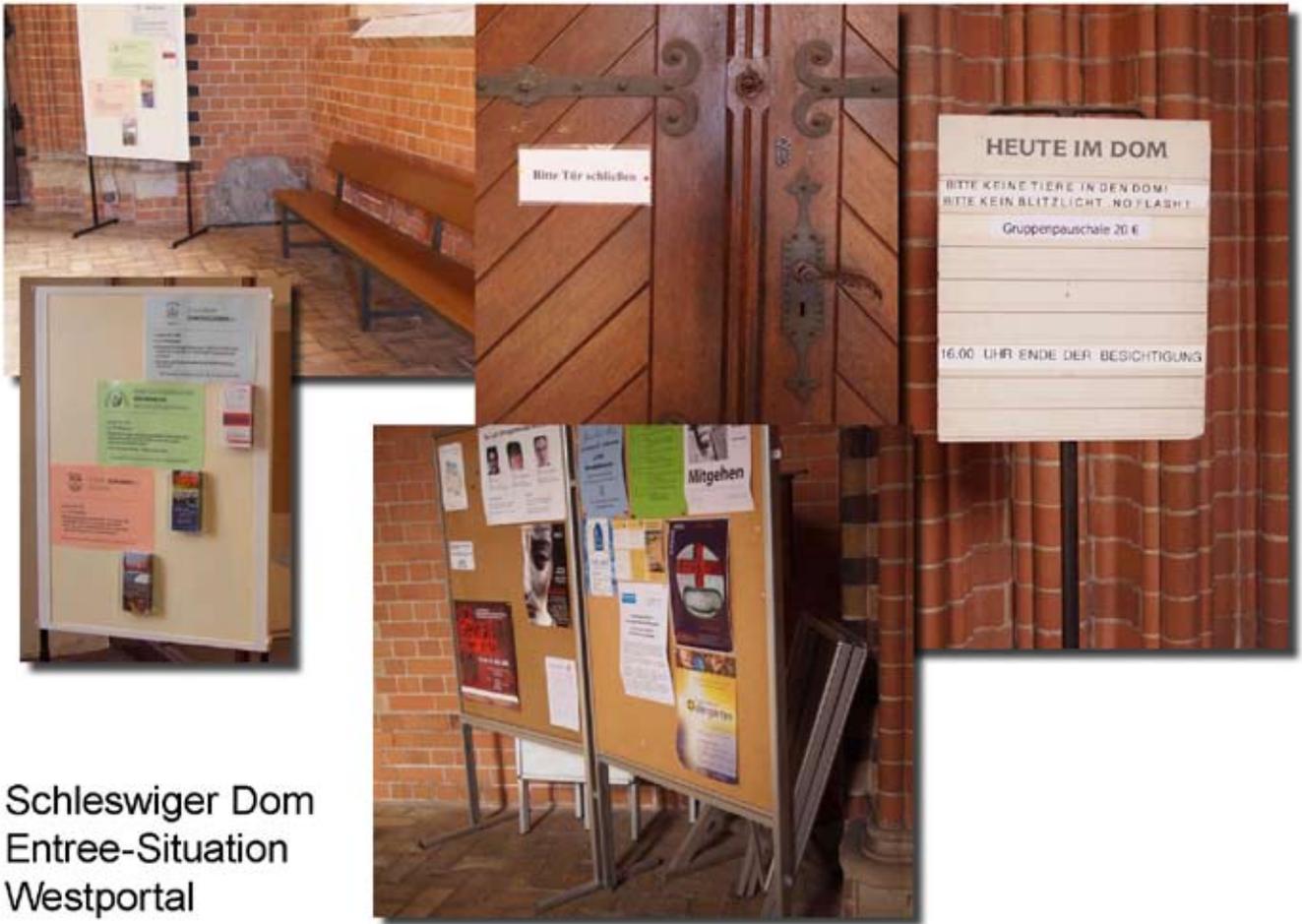
Schleswiger Dom
Entree-Situation
Westportal, Parkplatz

Zunächst trifft er auf Schilder. Manche mit Ausrufezeichen, andere mit „nur“, ein Piktogramm ist der erste Gruß auf der Schwelle. Vom kleinen Schaukasten, der vielleicht interessante Informationen böte, sieht man leider nur die informative Rückwand. Dass das Baugerüst vor dem Portal seiner Sicherheit dient, weil es herunterfallende Ziegelbrocken abfängt, erfährt der Besucher nicht.



Schleswiger Dom
 Entree-Situation
 Westportal, Parkplatz

In der Vorhalle zieht ein farbenfroher Automat die Aufmerksamkeit auf sich. Außerdem wieder viele Schilder. Ich lese, dass der Turmzugang um 15.30 Uhr geschlossen wird, obwohl es gerade erst 11 Uhr morgens ist.



Schleswiger Dom
Entree-Situation
Westportal

Weitere Schilder nehmen mich an die Hand. „Bitte Tür schließen“. „Heute im Dom“ verheißt die Stecktafel. Was findet denn heute statt? Ich lese: Bitte keine Tiere in den Dom - Ausrufezeichen. Bitte kein Blitzlicht - Ausrufezeichen. Gruppenpauschale 20 Euro. 16 Uhr Ende der Besichtigung.

Unwillkürlich muss ich an lauter erhobene Zeigefinger denken. Meinen die mich? Gott sei Dank: Ich habe keine Tiere bei mir, nur ein kleines Kind, fotografiere ohne Blitz, bin auch keine Gruppe und es ist erst 11 Uhr.

Domverein, Orgelbauverein, Kirchenmusikverein wollen mich werben – aber ich war noch gar nicht drinnen, habe weder Brüggemann-Altar noch Orgel gesehen oder gehört.

Die Domgemeinde macht auf ihre Andachten und Gottesdienste aufmerksam. Aber auch andere nutzen die Stellwände, die im übrigen dazu dienen, unbenutzte „Kundenstopper“ zu verbergen.

Informationen über den Dom, seine Geschichte, über den Bau des Turmes, als Schleswig preußische Provinzhauptstadt war – ich finde sie nicht.



Schleswiger Dom
Entree-Situation
Westportal, Mittelschiff, Chor

Ich bin drin. Der Altar wird vorne sein, im Chor. Aber was kann man hier sonst noch sehen oder erfahren? Hier soll ein Dänischer König begraben sein, wo der wohl liegt? Infos und Hinweise wären nicht schlecht. Ich finde keine. Also auf in den Chor.



Schleswiger Dom
Entree-Situation
Südschiff, Petri-Portal

Ich habe den wunderbaren Altar betrachtet, mein Kirchen- und Kulturbedürfnis ist gesättigt. Ich will weiter. Mein Blick fällt auf eine Ecke im Seitenschiff. Schilder, ein Tischchen mit lila Decke, Drucksachen. Tatsächlich: Info-Schriften über den Dom. Ein Hinweisschild: „Domküstererei“ – ja, da steht eine Tür halb offen und dahinter ist wohl der Infostand. Schade, jetzt wird die Zeit knapp. Zum Glück findet sich ein zweiter Ausgang mit Kollektenbüchse. Und während ich mein Scherflein entrichte, fällt es mir wie Schuppen von den Augen:

Dieses kleine Portal im Querschiff scheint der eigentliche Haupteingang in den Dom zu sein! Man dachte wohl, ich würde hier eintreten. Aber warum hat mir das niemand gesagt, als ich vom Parkplatz kam und vor dem Turmeingang stand? –

Wir kehren zurück von unserem Ausflug.

Kirchengebäude funktionieren nach verschiedenen Regelsystemen. Es gibt die Logik der einheimischen Gemeinde, die in „ihrer Kirche“ lebt. Deren Anwalt ist in der Regel der Küster. Ihm kommt zudem die undankbare Aufgabe zu, bei Gottesdiensten und Amtshandlungen als Hüter der Schwelle und Puffer wirken zu müssen. Und es gibt eine zweite Logik, die des Touristen, der eine „fremde Kirche“ besichtigen will und dessen Anwälte und Interessenvertreter in der Regel die Stadt- und Gästeführer sind.

Die strengen Schilder am Eingang zum Schleswiger Dom sind ein Indiz für die Konflikt- und Aggressionspotentiale, die an den Schnittstellen der beiden Logiken entstehen können. Die Spezies des Homo religiosus und die des Homo touristicus kämpfen um die Definitionsmacht und Deutungshoheit über das Territo-

rium „Kirchenraum“. Gegenseitige Zuschreibungen bauen das Spannungsfeld auf. Die Gegensätze heißen:

sakral	gegen	profan
oberflächlich	gegen	tiefgründig
äußerlich	gegen	innerlich
locker	gegen	streng
asketisch	gegen	hedonistisch
modern	gegen	vormodern
Gegenwart	gegen	Tradition
Ablenkung	gegen	Konzentration
Diesseits	gegen	Jenseits.

Ich plädiere dafür, diese Spannungen ernst zu nehmen. Wir müssen an und mit ihnen arbeiten.

Das Ziel kann nicht sein, eine Musealisierung und Folklorisierung unserer Kirchen Vorschub zu leisten.

Aber muss das touristische Interesse an unseren Kirchenräumen als „bloße Neugier“ gedeutet und abgewertet werden? Wäre nicht besser, wenn wir zu verstehen versuchen, was es an Konvergenz gibt in dieser Mischung aus historischem Interesse, Suche nach dem Kontrast zur Alltagswelt und religiöser Motivation, mit der Besucher in unsere Kirchen kommen? Wäre es keine lohnende Aufgabe, immer wieder aufs Neue nach Wegen suchen, auf denen sich die Welt des Christentums als „wirtlicher“ Ort in der Banalität unseres Alltags darstellt? Kein Nicht-Ort, den Du schnell wieder verlassen willst, sondern der Ort, wo Du zur Ruhe kommst, eine bewegende, aufwühlende Ehrfurcht empfindest und Deine eigenen Perspektiven und Horizonte verwandelt werden?

5. Wirtliche Kirchen, gastfreundliche Gemeinden.

„Stell Dir vor: Gott schickt Dir Menschen und Du bist nicht darauf vorbereitet.“ Ich liebe diesen ironischen Ausspruch von unserem Pilgerpastor Bernd Lohse. „Stell Dir vor: Gott schickt Dir Menschen und Du bist nicht darauf vorbereitet. Sie haben entdeckt, was bei Dir zu finden ist. Sie suchen etwas – und Du weißt nicht, was Du Ihnen geben kannst und wie Du sie empfängst.“

Das ist die Aufgabe und die Chance. Unsere Kirchen sind keine Nicht-Orte. Sie sind Landmarken und Orientierungspunkte in den Herzen unserer kleinen oder größeren Städte. Das begründet ihre Attraktivität und Anziehungskraft. Sie stehen für Identität, Geschichte und emotionale Bezüge. Darum kommen die Besucher an unsere Portale.

Und sind wir darauf vorbereitet? Wie wirtlich und besucherfreundlich sind unsere Gotteshäuser?

Ich plädiere für wirtliche Kirchen. Ich plädiere dafür, dass wir uns gedanklich und gefühlsmäßig einmal um volle 180 Grad drehen. Dass wir ganz bewusst auch die Brille des Fremden aufsetzen und seine Sichtweise nachvollziehen. Das bedeutet eine Ablösung vom Gewohnten. Das ist eine Verfremdung des Vertrauten – und gleichzeitig ein Augenöffner. Ein Weg, die offenkundigen und versteckten Schönheiten unserer Kirchen und ihren spirituellen Reichtum neu zu entdecken.

Die Drehung um 180 Grad greift aber noch tiefer ein. Sie zielt auf ein neues Selbstverständnis für uns als Kirchenleute und für unsere Gemeinden. Wir sind eben nicht mehr nur „unter uns“, wir, die Hiesigen, die Einheimischen, die wir uns inzwischen recht und schlecht aneinander gewöhnt haben. - Nein: Wir haben immer auch Fremde bei uns, Besucher, Gäste, eine ganz bunte, vielfältige und vielschichtige Gemeinde auf

Zeit, in unserem Haus, unter demselben Dach, und wir dürfen ihnen Begleiter, Gastgeber und Mentor sein. Meine Vision ist recht schlicht: Ich träume von besucherfreundlichen Kirchen und gastfreundlichen Gemeinden. Wir beginnen, so scheint mir, millimeterweise zu begreifen, was darin für Chancen liegen. Dabei ist Gastfreundschaft eine elementare Haltung im Umgang mit dem Fremden, dem Reisenden, dem Besucher und Gast.

Natürlich kenne ich den Einwand, der sich regelmäßig meldet. „Was die da oben sich wieder ausgedacht haben. Jetzt auch gastfreundliche Gemeinden und Kirchen, immer mehr Arbeit für uns in den Gemeinden und immer weniger Geld und weniger Mitarbeiter. Wir sind doch froh, wenn wir unseren normalen Betrieb über Wasser halten können.“

Aber was meint in diesem Zusammenhang „normaler Betrieb“? Sind Gastfreundschaft und Besucherfreundlichkeit etwas Un-Normales? Neue, extravagante Zusatzaufgaben im Gemeindeprogramm? Keineswegs: Es geht um elementare, menschliche Haltungen. Um eine Grundeinstellung unseres Glaubens und einen menschlichen und christlichen Lebensstiles. Und die ist unverzichtbar. Denn: Gastfreundschaft überwindet das Leben im Gegensatz von „drinnen“ und „draußen“. Sie schlägt Brücken vom „Wir“ zum „Sie“, vom „Fremden“ zum „Einheimischen“, verbindet den „Migranten“ mit dem „Sesshaften“.

Was ein guter Gastgeber tut oder lässt, erfährt man am besten, wenn man selbst in der Rolle des Besuchers schlüpfte. Wenn man als Fremder unterwegs ist und irgendwo vor der Tür oder dem Kirchenportal steht. Ich habe diese Erfahrung intensiv erlebt, als ich im vorletzten Sommer die Elbe entlang geradelt bin und Kirchen, aber auch manches Hotel erkundet habe. Gastfreundschaft für eine Nacht braucht nicht viel. Ein aufmerksamer, freundlicher Empfang auf der Schwelle gehört dazu, so dass Du merkst: Du bist willkommen! Dann vielleicht einige erklärende und hinweisende Worte, wo Du was und wen finden kannst, wo Du hingehen kannst und wohin besser nicht..

Ist das kein Modell für eine wirtliche Kirche? Ein offenes, freundliches Entree. Das Signal: Tritt ein. Du bist uns willkommen! Erklärende Worte, die Dich nicht gängeln, aber orientieren wollen. Und das Kircheninnere so liebevoll gestaltet, das es Deine Neugier befriedigt, Dich das Heilige spüren lässt und den Wunsch in Dir weckt, tiefer in die Welt dieses Glaubens eintauchen zu wollen, der solche Häuser gebaut hat, sie liebt und erhält? Gastfreundschaft heißt nicht, das sich alles Machen und Tun ausschließlich um den Gast zu drehen hat. Das ist ein Irrglaube. Meines Vaters Haus hat viele Wohnungen, sagt Christus, und das gilt sicher auch von unseren irdischen Gotteshäusern. Man muss sich immer wieder neu miteinander arrangieren. Aber Gastfreundschaft geht immer auch ein Risiko ein: Denn sie schenkt Vertrauen und setzt darauf, das es erwidert wird. Aber Vertrauen wird nur durch Vertrauen erworben.

Meine Damen und Herren,

Unsere fünf Streifzüge sind zu Ende. Ich hoffe, sie bieten Ihnen einige Impulse und Anregungen für die Weiterarbeit. Danke für Ihre Aufmerksamkeit. Ich schließe mit den Worten, mit denen ich begonnen habe. „Ich möchte nicht in einer Welt ohne Kathedralen leben. Ich brauche ihre Schönheit und Erhabenheit. Ich brauche sie gegen die Gewöhnlichkeit der Welt. Ich will zu leuchtenden Kirchenfenstern hinaufsehen und mich blenden lassen von den unirdischen Farben. Ich will die mächtigen Worte der Bibel lesen. Ich brauche sie gegen die Verwahrlosung der Sprache. Eine Welt ohne diese Dinge wäre eine Welt, in der ich nicht leben möchte.“

Gothart Magaard, 19. März 2012